

daß alles das Ansehn eines Waffenstillstandes hatte; die äußersten Vorposten und Streifwachen beider Theile sprachen mit einander, und wenn die letztern zusammenstießen, und eine Partei in der Nacht von ihrem Wege abgekommen war, so wurde sie von der andern freundlich zurechtgewiesen.

Diese Methode, dem Feind nahe unter die Augen zu rücken, die der König oft gebrauchte, setzte die Oesterreichischen Feldherren gewöhnlich in Verwirrung, veränderte ihre Pläne, und machte sie in ihren Unternehmungen unschlüssig. Eine solche Dreistigkeit, wodurch man sich über alle gebräuchliche Regeln wegsetzte, erzeugte überdies noch andere Vortheile; allein seit Cäsars Zeiten hatte kein Heerführer in Europa sich dieses trefflichen Mittels bedient, bis Friedrich, der die Thaten dieses Größten der Römer, den er selbst für seinen Meister in der Kriegskunst erkannte, unablässig studirte, es auch bei seinen Feldzügen anwandte. Es war auch jetzt von großer Wirkung; denn Daun gab alle seine Entwürfe für die gegenwärtige Zeit auf, verkroch sich bei aller seiner Uebermacht in die Gebirge, und war nur auf die Erhaltung seines Heeres bedacht.

Neuntes Buch.

Die in Pommern befindlichen Russen waren indessen nicht müßig. Eine Russische Flotte, commandirt von dem Admiral Mischakow, war im August an den Küsten dieser Provinz angekommen, und nun wurde Colberg von sieben und zwanzig Russischen Kriegsschiffen, Fregatten und Bombardier-Gallioten zu Wasser, und von 15,000 Mann zu Lande förmlich belagert. Hiezu kam noch eine Schwedische Escadre von sechs Linienschiffen und zwei Fregatten, die zu der Russischen Belagerungs-Flotte stießen. Der General Demidow, der 8000 Russen auf Schiffen herbei geführt hatte, die sich mit den andern von der Haupt-Armee vereinigten, commandirte die Belagerung zu Lande, die von drei Seiten zugleich geschah. In vier Tagen warf man über 700 Bomben in die Stadt, ohne die Feuerkugeln zu rechnen. Alles war auch zum Sturm bereitet. Dieser Versuch der Belagerung aber gelang nicht

besser, als der vorige. Heyden wehrte sich abermals aufs tapferste, ohne auf den Feuerregen zu achten, der die Stadt verheerte; auch seine Bürger sahen ohne Murren ihre Häuser in Rauch aufgehen. Ihr Muth blieb unerschüttert, bis der General Werner aus Schlesien zum Entsatz herbei eilen konnte. Er hatte nur 5000 Mann bei sich; allein mit diesen marschirte er vierzig Meilen in zwölf Tagen, und so kam er den 18ten September am sechs und zwanzigsten Tage der Belagerung bei Colberg an, wo er die Russen sogleich mit dem Säbel in der Faust überfiel. Diese, durch die große Entfernung der Preussischen Armee sicher gemacht, träumten nicht die Möglichkeit eines Entsatzes, daher war das kleine Corps des Werner vermögend, ein solches Schrecken unter ihnen zu verbreiten, daß sie nicht allein sofort die Belagerung aufhoben, sondern auch mit der größten Uebereilung davon flohen. Sie gaben dabei ihre Kanonen, Munition, Zelte, Fourage, Bagage, und selbst ihren nothdürftigen Proviant Preis, um sich vor den anrückenden Preußen in Sicherheit zu sehen. Ein Theil rettete sich auf die Schiffe, die Andern entflohen zu Lande. Werner machte einige hundert Gefangene, und nun zeigte er sich als Sieger am Ufer des Baltischen Meeres. Das Schrecken bemächtigte sich nun auch der Seeleute auf eine unerhörte Weise; sie glaubten sich auf ihren Kriegsschiffen vor den Preussischen Husaren nicht sicher. Die Flotte lichtete die Anker, und eilte in die hohe See. Die Patrioten ließen eine Denkmünze auf diese außerordentliche Begebenheit schlagen, bezeichnet mit den Worten *Dvids: Res similis fictae* (eine That, ähnlich einer Dichtung), und Ramler besang diese Befreiung seiner Vaterstadt in einer vortrefflichen Ode.

Werner, der eine so schöne Unternehmung ausgeführt, und keine Russen mehr zu besiegen hatte, wandte sich nun gegen die Schweden. Er überfiel sie in der Vorstadt von Pasewalk, nahm ihnen acht Kanonen weg, hieb 300 Mann nieder, und machte 600 Gefangene. Die Stadt selbst wäre erobert worden, allein der Feind machte Miene, sie in Brand zu stecken, welchen Schaden Werner den Preussischen Einwohnern nicht verursachen wollte. Er ging nach Mecklenburg, und trieb hier Kriegssteuern ein, bis ihn die Bewegungen der

Russen wieder nach Pommern riefen. Die so oft erprobte Tapferkeit der Wernerschen Husaren veranlaßte den König, ohne Rücksicht auf die festgesetzte Ordnung und Anzahl, dem General zu bewilligen, sein Regiment so stark zu machen, als er selbst nur wolle und könne. Nach seiner jedesmaligen Angabe geschah die Verpflegung.

Der Sommer war zu Ende. Die unfreundliche Jahreszeit näherte sich, und sowohl Oesterreicher als Russen fingen an, auf ihre Winterquartiere zu denken. Indessen war die Vorstellung, mit so zahlreichen und überlegenen Heeren in dem ganzen Feldzug nichts ausgerichtet zu haben, nicht wenig demüthigend für Friedrichs Feinde. Hierzu kam die üble Lage Dauns in den Gebirgen, wo die Zufuhr so beschwerlich, und das Vorrücken fast unmöglich war, daher ihm nichts als ein Rückzug nach Böhmen übrig blieb. Man sann auf alle nur erdenkliche Mittel, den König zu entfernen. Ein Marsch der Russen nach Berlin schien dazu die wirksamste Maasregel zu seyn. Um Soltikow dahin zu vermögen, erbot sich Daun, die Unternehmung durch ein Hülfscorps zu unterstützen. 20,000 Russen unter Czernichef, und 15,000 Oesterreicher unter Lasen und Brentano, traten daher ihren Marsch nach Brandenburg an, den Soltikow mit seiner ganzen Macht in der Entfernung deckte. So reizend war die Aussicht auf Beute in der königlichen Residenz, daß die sicher dahin ziehenden Oesterreicher, ohne Rasttag zu halten, so starke Märsche machten, als man bei ihnen sonst nicht gewohnt war; sie legten vierzig Meilen in zehn Tagen zurück. Der Russische General, Graf Tottleben, ein Deutscher, der lange in Berlin gelebt hatte, führte den Vortrab des Russischen Corps, und da hier Alles von dem Erstkommenden abhing, so eilte er demassen, daß er den 3ten October, am sechsten Tage nach dem Abmarsch von Beuthen in Schlessien, mit 3000 Mann vor den Thoren von Berlin stand.

Diese große Königsstadt, ohne Wälle und Mauern, war nur mit 1200 Mann Garnison=Truppen besetzt, und folglich ganz außer Stand, sich zu vertheidigen. Der Commandant, General Rochow, eben derjenige, der zwei Jahre zuvor einen Besuch von den Oesterreichern gehabt hatte, wurde jedoch von sachverständigen Männern zur Gegenwehr aufgemuntert.

Dies war der Rath des alten Feldmarschalls Lehwald, und des verwundeten großen Generals Seydlitz, die sich beide damals nebst dem General Knoblauch in Berlin befanden, und aus Patriotismus sich herabließen, kleine Schanzen vor den Stadthoren in Person zu vertheidigen. Alles ergriff die Waffen, selbst Invaliden und Kranke. Auf die abgeschlagene Aufforderung erfolgte noch am nämlichen Tage der Ankunft ein Bombardement mit Feuerkugeln und Haubitzen-Granaten, und in der Nacht wurden zwei Thore heftig bestürmt. Die Flammen brachen an verschiedenen Orten aus; sie wurden aber bald gelöscht, und die Stürmenden muthig zurückgeschlagen. Das edle Beispiel mit Ruhm gekrönter Feldherren, die hier, ihres Ranges und Alters ungedenkend, Subalternendienst thaten, stärkte den Muth jedes Streeters, und ersetzte die fehlende Anzahl der Soldaten. Die Russen gaben den Sturm auf. Den folgenden Tag kam der Prinz Eugen von Württemberg mit 5000 Mann der Stadt zu Hülfe. Er war neun Meilen in einem Tage marschirt, und wurde mit seinen Kriegern in Berlin wie ein vom Himmel gesandter Erretter empfangen. Die Bürger schafften in der Geschwindigkeit eine Menge Ochsen und andere Schlachtthiere herbei, die nebst vielen hundert Tonnen Bier und Brantwein an diese Truppen vertheilt wurden. Kaum hatten sie sich ein wenig erholt, so griff der Prinz, ihr Anführer, den General Tottleben an, und trieb ihn bis Cöpenick zurück.

Nun aber zeigte sich das Corps des Czernichef. Dieser Feldherr war jedoch in Begriff, sich ohne Kampf auch zurückzuziehen; allein die Beredsamkeit des Französischen Abgeordneten, Montalembert, verhinderte es. Tottleben wurde ansehnlich verstärkt, und nun rückte er abermals vor, da dann die Preußen wegen Uebermacht sich zurückziehen mußten. Mittlerweile traf aber auch Hülsen mit seinem Corps aus Sachsen in Berlin ein. Nun war man stark genug, sich vor den Thoren der Königsstadt zu behaupten, und wäre dieses nur einige Tage lang geschehen, so war Berlin gerettet; denn Friedrich selbst war schon in vollem Anzuge aus Schlesien, und der Rückmarsch der beiden großen Corps, sowohl der Oesterreicher als der Russen, war bereits in einem Kriegsrath förmlich beschloffen, noch ehe man die Stadt in Besitz

hatte. Die Preussischen Befehlshaber aber glaubten zu viel zu wagen, da sie erfuhren, daß die Haupt-Armee der Russen schon in der Gegend von Frankfurt an der Oder angekommen sey, und der General Panin mit sieben Regimentern unterwegs war, um zu Czernichef zu stoßen. Ueberdies schien es fast unmöglich, mit 14,000 Mann eine offene Stadt zu vertheidigen, die mehr als zwei Meilen in Umfang hat, und durch Bomben unaufhaltbar verwüestet worden wäre. Im freien Felde wollte man auch kein Treffen wagen, weil Berlin nach einer Niederlage nur Plünderung zu erwarten hatte. Beide angekommene Preussische Corps marschirten daher nach Spandau, und überließen diese Königsstadt ihrem Schicksal.

Dies Schicksal war minder schrecklich, als man erwarten konnte. Die Stadt capitulirte nun ohne Verzug, und ergab sich an Tottleben, der hier eine Menge alter Freunde fand, sich der angenehmen hier verlebten Tage erinnerte, und daher die Residenz mit einer unerwarteten Gelindigkeit behandelte. Am meisten trug zu dieser günstigen Behandlung ein Berliner Kaufmann bei, Namens Gohfowsky, einer von den seltenen Menschen, die mit Tugenden, Fähigkeiten und Hochsinn ausgerüstet, bisweilen zum Wohl ganzer Staaten geboren und dann durch Zufälle in die Lage gesetzt werden, jene glänzenden Eigenschaften zu zeigen. Dieser würdige Patriot, den das Glück mit Reichthum gesegnet hatte, wovon er den edelsten Gebrauch machte, war hier der Schutzgeist Berlins; er rettete nicht allein die Königsstadt in diesem kritischen Zeitpunkt, sondern seine Rathschläge, seine Handlungen, seine Aufopferungen hatten großen Einfluß auf den ganzen Krieg. Er bestimmte den Magistrat der Stadt, sich den Russen, die doch nur Hülfsvölker bei der großen Fehde waren, und nicht den Desirerreichern zu ergeben, von welchen letztern, als von Hauptfeinden, man keine Schonung hoffen konnte. Die Großmuth, mit welcher Gohfowsky nach der Zorndorfer Schlacht viele von den gefangenen Russischen Officieren unterstützt hatte, war bei den Armeen der Russen nicht unbekannt geblieben, und verschaffte ihm die Hochachtung der jetzigen Befehlshaber in Berlin, so wie auch die Freundschaft des Ober-Befehlshabers Tottleben. Er benutzte diese aufstätigste zum Vortheil der Stadt. Stündlich erschien er mit

Bitten und Vorstellungen, sowohl fürs gemeine Beste, als für Privatpersonen, die, bekannt oder unbekannt, alle zu ihm ihre Zuflucht nahmen, ja mit ihren Kostbarkeiten in sein Haus als eine Freistätte flüchteten. Um seine Bitten annehmlich zu machen, so waren sie immer mit kostbaren Geschenken an Gold und Juwelen begleitet, die er nie der Stadt berechnete.

Tottleben verlangte vier Millionen Reichsthaler Contribution, und war anfangs unbeweglich bei allen Vorstellungen. Er berief sich auf die vom General Fermor erhaltene ausdrückliche Ordre, entweder diese Summe, und zwar nicht in den schlechten circulirenden Münzsorten, sondern in altem Gelde einzutreiben, oder zu plündern. Alle Einwohner von Berlin waren in Verzweiflung. Endlich gelang es dem patriotischen Kaufmann, allein durch Aufopferung großer Summen seines eigenen Vermögens, die verlangte Contribution bis auf 1,500,000 Reichsthaler, und 200,000 Reichsthaler als ein Geschenk für die Truppen zu vermindern; auch wurde statt des alten Geldes das neue damals gängbare von geringerem Gehalt angenommen. Mit dieser Nachricht flog Gohzkowsky aufs Rathhaus, wo ihn der versammelte Magistrat wie einen Engel empfing. Die Douceur-Gelder wurden gleich bezahlt, so wie 500,000 Reichsthaler von der Contributions-Summe; für die restirende Million aber wurden von der Kaufmännenschaft Wechsel gegeben.

Die Russen wollten mit Niemand als mit Gohzkowsky zu thun haben, der Tag und Nacht auf den Straßen zubrachte, jeden Unfug den Befehlshabern anzeigte, viel Unglück verhinderte, und die Leidenden tröstete. Fermors Befehl war, daß alle königliche Fabriken geplündert, und hernach zerstört werden sollten; wobei das sogenannte Lagerhaus, das den Preussischen Truppen das Tuch lieferte, und die Gold- und Silber-Manufactur ausdrücklich genannt waren. Der 10te October war zu dieser Zerstörung bestimmt. Gohzkowsky erfuhr es in der Nacht, eilte zu Tottleben, und stellte ihm vor, daß diese sogenannten königlichen Fabriken nicht dem Könige gehörten, daß deren Ertrag in keine einzige seiner Kassen flöße, sondern ganz zum Unterhalt des großen Potsdamschen Waisenhauses verwandt würde. Gohzkowsky mußte

diese Versicherung schriftlich mit einem Eide bestätigen, und nun waren diese Fabriken gerettet.

Auf diese Weise hing es ganz von Tottleben ab, dem König von Preußen unersehblichen Schaden zuzufügen. Berlin, dies neuere Palmyra, wo prachtvollte Werke der Baukunst in zahlloser Menge sich mitten aus einem Sandmeer erheben, und unabsehbare Straßen anfüllen, war die größte Manufacturstadt in Deutschland, der Mittelpunkt aller Kriegsbefürfnisse, ja die große Nährerin der Preussischen Heere. Hier befand sich ein ungeheurer Vorrath von Bagage, Uniformen, Waffen und Kriegsgeräthen aller Art, und viele tausend Menschen waren unaufhörlich in ihren Werkstätten beschäftigt, diesen Vorrath zu vermehren, oder den Abgang zu ersetzen. Nie blüdete der Handel in Berlin so sehr, als damals. Man fand hier Kaufleute, die in Ansehung ihrer Reichthümer, ihres ausgebreiteten Credits, und der Größe ihrer Unternehmungen den vornehmsten Handelshäusern unsers Welttheils nichts nachgaben. Der Kaufmann Dehmigke lieferte zufolge eines Contracts innerhalb Jahresfrist 400,000 Mark feines Silber ins Münzamt. Der vorerwähnte Kaufmann Gokowsky contrahirte mit seinem König wegen einer Proviantlieferung, die 7,500,000 Reichsthaler betrug, und gleich darauf schoß er der Stadt Leipzig 800,000 Reichsthaler zur Contribution vor. Die Splitzgerbersche Handlung, die das Monopol des Zuckers in der ganzen Monarchie hatte, und eintrige tausend Menschen allein ernährte, die neben ihren andern großen Handelszweigen auch Gewehr-Fabriken besaß, erhielt in diesem Kriege an einem Tage für gelieferte Gewehre und Rüstungen aus dem Königl. Schatz vier Millionen Thaler. Kein Privatmann in Deutschland besaß vielleicht eine größere, mehr blühende Manufactur, als damals der Kaufmann Wegeli. Die jüdischen Kaufleute Ephraim und Jzig hatten die Münze in der ganzen Monarchie gepachtet, und wußten diesen großen Staatshebel so wohl zu nutzen, daß sie den Wechsel-Cours der größten Handelsstädte nach Gefallen commandirten, und die reichsten Israeliten in Europa wurden.

So war der Flor Berlins beschaffen, als Tottleben es einnahm. Er behauptete seinen Posten als Ober-Befehlshaber, da

da Lasen sechs Tage später hier ankam, und mit großem Unwillen das gelinde Verfahren der Russen sah. Dieser Kaiserliche Feldherr vertrieb die Russische Wache vom Hallischen Thor mit Gewalt, und ließ es mit seinen Truppen besetzen; dabei verlangte er gleichen Antheil an Allem, weil er sonst wider die Capitulation feierlich zu protestiren drohte. Czernichof schlichtete diesen Streit, und befahl, daß man den Oesterreichern drei Thore einräumen, und 50,000 Reichsthaler von den Douceur-Geldern bewilligen sollte.

Tottleben war genöthigt, allerlei Rollen zu spielen; öffentlich die größten Drohungen und Flüche, heimlich aber die Aeußerung guter Gesinnungen, die durch die That bestätigt wurden. Man hatte Fermors grausame Befehle größtentheils abgewandt, allein dies war nicht hinreichend. Die Forderungen der andern Feinde Friedrichs, die hier in seiner Residenz ihren zersüßrenden Entwürfen kein Ziel setzten, waren noch barbarischer. Unter andern wollte man das Zeughaus, eines der prächtigsten Gebäude Europas, ein Meißerstück der neuern Baukunst, in die Luft sprengen. Die Folgen dieser grausamen Zerstörung wären schrecklich gewesen. Es war hier nämlich die Rede von einer gewaltsam auseinander gesprengten ungeheuern Masse von Quadersteinen, im Mittelpunkt volkreicher Straßen, mitten unter den schönsten Pallästen Deutschlands, und nahe am königlichen Schlosse. Tottleben mußte nachgeben, und ein Commando Russen von 50 Mann ging ab, um das dazu erforderliche Pulver aus einer unweit Berlin gelegenen Pulvermühle abzuholen. Die Russen, mit der Natur des gegenwärtigen Dienstes unbekannt, näherten sich dem Pulvermagazin ohne alle Behutsamkeit; es fing bald Feuer, und nun flogen die Russen sämmtlich in die Luft. Dieser Zufall rettete das Arsenal, da man jetzt kein Pulver überflüssig hatte. Man begnügte sich, es auszuräumen, und das, was nicht fortgebracht werden konnte, zu zerschlagen, zu verbrennen, oder ins Wasser zu werfen. Dabei wurden das königliche Gießhaus, die Münz-Maschinen, die Pulvermühlen, und alle königliche Fabriken zerstört, so wie alle königliche Kassen mit einem Vorrath von mehreren 100,000 Reichsthalern weggenommen, und die Magazine ausgeleert.

Die Berliner Zeitungschreiber hatten von den verübten Greueln der Russen eben nicht mit Glimpf gesprochen. Dies wollte man jetzt bestrafen, und zwar war ihnen nach Fermors Befehl das Spießruthen-Laufen zgedacht. Tag und Stunde war dazu schon festgesetzt; auch befanden sich diese unglücklichen Männer bereits auf der Hauptwache, und erwarteten ihr hartes Schicksal. Lottleben, der selbst von den Zeitungschreibern nicht geschont worden war, und überdies glaubte, seiner eigenen Sicherheit halber die beleidigte Ehre der Russen rächen zu müssen, war unbeweglicher wie sonst; Gohkowsky aber, der diese fremde Sache auch ganz zu der seinigen machte, ließ nicht eher mit Bitten nach, als bis die Strafe unterblieb; die Zeitungschreiber wurden bloß bis vor die zum Laufen bestimmte Soldaten-Gasse geführt, und erhielten hier einen Verweis.

Es wurde in der ganzen Stadt angesagt, daß alle Einwohner bei harter Strafe ihre Feuegewehre auf dem großen Schloßplatz zusammenbringen sollten. Dieser Befehl erzeugte eine neue Bestürzung. Die meisten glaubten, man wolle sie wehrlos machen, um sie desto leichter plündern und mordeten zu können. Gohkowsky bewirkte endlich die Aufhebung dieses Befehls; allein zum Schein wurden einige hundert alte unbrauchbare Gewehre auf den bestimmten Platz gebracht, wo die Kosaken sie zerschlugen, und sodann ins Wasser warfen, welches auch mit einigen hundert Lasten Salz geschah. Ein anderer Befehl Fermors betraf eine außerordentliche Contribution, welche die Juden erlegen, und wofür die reichen jüdischen Banquiers Ephraim und Jzig als Geißel mitgenommen werden sollten; auch diese Forderung vernichtete Gohkowsky durch seine Bemühungen, erhielt aber dafür, bevor noch ein Jahr verfloß, den auffallendsten Undank zum Lohn.

Es war bei Festsetzung der Contribution ausbedungen, daß kein Soldat in der Stadt einquartirt werden sollte; Laßy aber, der sich bei allen Gelegenheiten als ein unerbittlicher Feind der Preußen zeigte, verspottete diese Bedingung, und nahm mit einigen Regimentern seines Corps, ganz gegen den Willen der Russen, mit Gewalt Quartier in der Stadt, und nun geschahen die größten Ausschweifungen. Nicht zu-

frieden mit Essen und Trinken, erpreßten sie von den Einwohnern Geld, Kleinodien, Kleidungsstücke, kurz alles, was nur mit Händen fortgeschleppt werden konnte. Berlin wurde auf einmal der Tummelplatz von Kosaken, Kroaten und Husaren, die bei hellem Tage in den Straßen und Häusern, wo sie nur hinkamen, raubten, die Menschen prügelten, und verwunderten. Wer sich des Abends auf die Gasse wagte, wurde nackt ausgezogen. 282 Häuser wurden erbrochen und ausgeleert. Die Oesterreicher übertrafen noch in diesem Geschäft die Russen; sie wollten von keinen Capitulationsbedingungen hören, sondern folgten nur ihrem Nationalhaß, und ihrer Raubsucht, weshalb auch Tottleben noch mehr Russische Truppen in die Stadt rückten, und wiederholt auf sie feuern ließ. Sie drangen wie Rasende in die königlichen Ställe, die nach der Capitulation nicht berührt werden sollten, und auch durch 24 Mann Russen beschützt waren. Die Pferde wurden herausgerissen, die Kutschen des Königs erst aller Zierathen beraubt, und dann in Stücke geschlagen. Dabei wurde die Wohnung des königlichen Stallmeisters Schwerin geplündert. Selbst Hospitäler, die Zufluchtsörter kranker und dürftiger Menschen, die wilde Barbaren verschont haben würden, hatten kein besseres Schicksal. Raub war die Losung. Nicht einmal die Kirchen blieben verschont. In der sogenannten Jerusalemer Kirche wurde die Sakristei erbrochen; man raubte die Kirchengewerthe und Armenkasten. Selbst einige Gräber wurden geöffnet, um den vermordeten Leichnamen ihre Todtenhüllen zu rauben. Dies Verfahren, der finsternsten Zeiten würdig, hätte kein Ziel gehabt ohne die ernstlichsten Vorstellungen des Holländischen Gesandten Verelst, der den gefühllosen Befehlshabern zu ihrer Schande das Völkerverrecht und die Menschenspflichten ins Gewissen donnerte.

Diese Raubsucht und Wildheit war einer epidemischen Krankheit ähnlich. Die Sächsischen Soldaten, die an gestirtem Wesen von keinen Kriegern in Europa übertroffen werden, und überdies in der Disciplin fast den Preußen gleich kommen, verläugneten hier ganz ihren National-Character. Ihr Quartier war in Charlottenburg, eine Meile von Berlin; einer wegen eines prächtigen königlichen Lustschlosses bekannten Stadt. Uneingedenk, daß der König von

Preußen wahrscheinlich bald wieder nach Sachsen kommen würde, und folglich schwere Rache ausüben könnte, fielen sie wüthend ins Schloß ein, und zerstörten alles, was ihr Auge sah. Die kostbaren Mobilien wurden zertrümmert, die Spiegel und Porcellan-Gefäße in kleine Stücke zerschlagen, die Tapeten in Fetzen zerrissen, die Gemälde mit Messern zerschnitten, die Fußböden, Seitenwände, und Thüren mit Beilen zerhauen. Viele Sachen von Werth entgingen der Zerstörung, aber nicht dem Raube; denn die Officiere brachten sie für sich als Beute in Sicherheit; auch die königliche Capelle im Schlosse wurde ausgeplündert, und die Regel zerbrochen. Was aber dieses barbarische Betragen kränzte, und den König am empfindlichsten kränkte, war die Zerstörung seltener, zum Theil unschätzbare Kunstwerke, von Griechischen Händen im goldenen Zeitalter der Kunst gearbeitet, und in Rom gesammelt. Friedrich hatte diese herrlichen Antiken aus dem Kunst-Cabinet des Cardinals Polignac gekauft; und nun wurden sie, nicht ein Raub der Zeit, nicht ein Opfer wilder Kunstverachtender Horden, nein! gesittete Krieger eines Volks, unter dem die Künste blühen, zerstörten sie vorsecklich. Die Köpfe, Arme und Beine der Bildsäulen wurden nicht bloß zerschlagen, sondern zermalmt, um die künftige Zusammensetzung unmöglich zu machen. Die hier befindlichen Oesterreicher und Russen blieben bei diesem Geschäft nicht zurück, das selbst die Befehlshaber, wo nicht durch Beifall aufmunterten, doch gleichgültig ansahen. Als Friedrich nach dem Frieden diese Verwüstung sahe, rief er aus: „Die Unmenschen! Aber konnten sie diese Schönheiten wohl schätzen? — — — Man muß ihnen vergeben.“

Die Einwohner von Charlottenburg glaubten, durch eine Contribution von 15,000 Reichsthalern ihre Sicherheit erkauft zu haben. Sie fanden sich aber betrogen. Alle Häuser wurden ausgeplündert, die Geräthe in Stücken zerschlagen, und die Männer bis aufs Blut geweißt und mit Säbeln verwundet.

Schönhausen, das Lustschloß der Königin, hatte ein ähnliches Schicksal. Acht Russische Husaren kamen dahin, und forderten unter fürchterlichen Drohungen das königliche Silberzeug. Vergebens sagte man ihnen, daß es weggeschafft

wäre; sie durchsuchten das Schloß, und da sie nichts fanden, wurden der Schloßwärter und seine Frau nackend ausgezogen, mit Ruthen gestrichen, und mit glühenden Eisen gezwickt. Einige Tage nachher langten noch mehrere Schaaren an, und nun wurde das Schloß eben so wie in Charlottenburg behandelt; alles in Stücken gebrochen, und vernichtet. Ein königlicher Diener wurde von diesen Unholden auf glühende Kohlen gelegt, und ein anderer mit Säbeln zu Tode gehauen.

Die Oesterreicher sowohl als Russen träumten nun von Winterquartieren in Brandenburg, und betrachteten den Krieg beinahe wie geendigt. Von beiden Nationen waren große Armeen im Mittelpunkt von Friedrichs Staaten, und von hier aus wurden alle Provinzen überschwemmt. Die Schweden rückten vor; die Reichs-Truppen waren in Sachsen, und im Besitz der Elbe; Laudon in Schlessen, und Daun mit einer großen Uebermacht dem König beständig zur Seite.

Dieser eingebildete Triumph aber währte nur einige Tage. Friedrich rauschte wie eine Fluth aus Schlessen her, und nun, so wie auf einer Schaubühne nach dem gegebenen Zeichen, veränderten sich auf diesem Kriegstheater auf einmal alle Scenen. Das Wort: „Der König kommt!“ war wie ein elektrischer Schlag, der durch alle feindliche Armeen fuhr, und Alles aufs schleunigste in Bewegung setzte. Die Oesterreicher sowohl als die Russen verließen eiligst Berlin. Czernichef und Tottleben zogen sich mit so angestregten Märschen zurück, daß sie in zwei Tagen schon zwölff Meilen von dieser Hauptstadt entfernt waren. Lasoy eilte nach Sachsen, um zur Daunschen Armee zu stoßen, die Schweden zogen sich zurück, und die Russische Haupt-Armee selbst ging geschwind über die Oder.

Tottleben hatte Befehl von Fermor, beim Abzuge, der den 12ten October geschah, aus Berlin die drei vornehmsten Kaufleute Schüh, Wegeli und Würfler als Geiseln mitzunehmen. Gohfowsky rettete diese Männer, die in Todesangst waren, und vermochte den gutmüthigen Tottleben, sich mit den drei Kassirern vorgedachter Banquiers zu begnügen, die von den Russen nach Königsberg geschleppt, und dort wie Mißthäter behandelt wurden. Durch den geschwinden Abzug der Russen war noch manches zwischen ihnen und der Stadt

Verabredete zu berichtigen übrig geblieben. Der Magistrat beschwor Gohkowsky, sich auch diesem Geschäft zu unterziehen, und sich zur Russischen Armee zu begeben. Diesem Gesuch stand die höchst kritische Lage eines Kaufmanns entgegen, der in seinen Fabriken 1500 Menschen ernährte, die wöchentlich bezahlt seyn mußten, der schon so vieles vernachlässigt und aufgeopfert hatte, und jetzt Familie und Handlung verlassen sollte, um sich einem wilden Volke in die Hände zu liefern. Der edle Patriot aber, bestimmt, der Wohlthäter seines Vaterlandes zu seyn, besann sich nicht lange, und eilte unter einer Escorte von Kosaken fort. Unterwegs rettete er durch List und große Geschenke die Messingwerke und Fabriken in Neustadt-Eberswalde, die nebst dem neuen dort befindlichen Canal der Zerstörung geweiht waren. Im Hauptquartier der Russen, wo sich Fermor befand, wurde er unfreundlich behandelt; er sollte ohne Rücksicht auf seinen Paß, der seine Rückreise nach Berlin sicherte, nach Preußen transportirt werden, und dort die Antwort der Kaiserin von Rußland auf den von der Stadt Berlin an sie wegen Verminderung der Contribution abgeschickten Brief erwarten. Nichts konnte Gohkowsky von dieser für ihn höchst nachtheiligen Reise retten, als die Aufopferung einer Menge kostbarer Kleinodien, die er zum Gebrauch im Nothfall mitgenommen hatte, und die jetzt unter Fermors Günstlinge vertheilt wurden.

Ein besonderer Umstand, von dem Gohkowsky nichts wußte, vermehrte die Erbitterung der Russischen Feldherren. Friedrich, der die als Contribution restirende Million wo möglich retten wollte, hatte dem Magistrat von Berlin befehlen lassen, sich mit der Bezahlung nicht zu übereilen. Fermor erfuhr dieses, und machte Gohkowsky bittere Vorwürfe. „Ihr König,“ sagte er, „glaubt, daß er Herr der ganzen Welt sey. Ich weiß, er hat befehlen lassen, die ausgestellten Wechsel nicht zu bezahlen. Allein meine Kaiserin hat Mittel in Händen, sich Schadloshaltung zu verschaffen. Ueberdies, was seyd ihr für Kaufleute? Alle Welt muß sich vor euch hüten, und nichts mit Unterthanen zu thun haben, deren König befehlen kann, daß ihre ausgestellten Wechselbriefe nicht bezahlt werden sollen, und der folglich nach

„seinem Wohlgefallen ihren Werth vernichten kann.“ Goktowsky bewies ihm das Unwandelbare merkantilischer Verpflichtungen, und erbot sich sogleich, einen Wechsel von 150,000 Reichsthalern, in Hamburg zahlbar auf Abschlag der Million, eigenhändig auszustellen, durch eine Stafette zur Acceptation zu schicken, und bis zur Antwort im Hauptquartier zu bleiben. Dies geschah; allein bevor man seine Abreise erlaubte, mußte er durch einen förmlichen Revers versprechen, in vier Wochen wieder zu kommen. Eine Escorte von fünfzig Kosaken sollte ihn zurück begleiten; diese aber wurden in Kyritz aus Verthum von den Preussischen Husaren überfallen, und wegen der nachlässigen Entfernung des Trompeters größtentheils niedergehauen, ehe Goktowsky, der sich selbst aus Menschenpflicht der größten Lebensgefahr aussetzte, die Ursache ihres Daseins erklären konnte.

Man war in Berlin über diesen Vorfall, der großen Lärm machte, sehr bestürzt. Das Kriegsglück war ungewiß; die Russen waren noch immer in der Nähe, und konnten wieder kommen. Außerdem war die Kaufmannschaft über den Befehl des Königs wegen der Wechselbriefe voll Angst, da die Russen drohten, sich aller den Berliner Kaufleuten gehörigen Effecten in Danzig, in Preußen, in Liefland und Curland zu bemächtigen, und überdies an allen Börsen in Europa ihre Namen als ehrlos anschlagen zu lassen. Um diese Verlegenheit zu endigen, reiste Goktowsky eiligst nach Sachsen zum König, der anfangs fest entschlossen war, keine Zahlung zu gestatten, als eine Wiedervergeltung der vom Reichshofrath aufgehobenen Würzburger und Bamberger Schuldscheine; Goktowsky aber erklärte ihm die Natur der Wechselgeschäfte. Der Monarch entschloß sich darauf, die ganze Contribution selbst zu bezahlen, welches aber zur Zeit noch sehr geheim gehalten werden sollte.

Da die Kaiserin von Rußland nichts von der Summe nachlassen wollte, so hoffte man wenigstens eine Menge gelieferter Pferde und Fourage mit in Rechnung bringen zu können. Goktowsky, ohnehin durch sein Versprechen gebunden, trat daher, mit den nöthigen Wechselbriefen zur Beendigung der Sache versehen, die Reise nach Preußen an. In Danzig beschworen ihn die größten Negocianten, wegen der

gewaltigen Erbitterung der Russen gegen ihn, nicht weiter zu gehen, und das Nöthige schriftlich abzumachen. Diese Erbitterung war ihm bekannt; denn seine vorausgeschickten Diener waren geplündert, und ins Gefängniß geworfen worden; allein die Hoffnung, bei seiner Anwesenheit im Russischen Hauptquartier zu Marienburg die Contributions-Summe durch die Differenz des Agio und der Gegen-Rechnungen sehr ansehnlich zu verringern, vermochte ihn, für das Beste seines Vaterlandes allen Gefahren zu trohen. Er überwand jedoch diese durch Klugheit und Gold; allein seine übrige Erwartung schlug fehl; nichts wurde nachgelassen, ungeachtet der patriotische Kaufmann von seinem eigenen Vermögen für das Wohl seiner Mitbürger bei diesem Versuch allein 40,000 Reichsthaler an Geschenken aufopferte. Man machte ihm bloß Hoffnung zu einer künftigen Vergütung von der Kaiserin. Die Russen wollten jedoch für die empfangenen Geschenke gleich einige Zeichen ihrer Dankbarkeit geben; sie bewilligten daher die bisher ganz gehemmte Fahrt der Posten, so wie den freien Transport der den Preussischen Unterthanen gehörigen Kaufmannsgüter durch alle von den Russischen Truppen besetzte Länder.

Man war in Berlin von Gohfowsky's Patriotismus so sehr gerührt, daß ihm der Magistrat der Stadt unter dem 4ten März 1761 schrieb: „Es ist ein Beispiel ohne Beispiel, daß ein Mann für seine Mitbürger das übernimmt und ausseht, was Sie ohne alles Interesse übernommen haben.“ Auch auf Friedrich machte es starken Eindruck; er ließ ihm 150,000 Reichsthaler auszahlen, ohne sich weiter darüber zu erklären. Gohfowsky wandte das Geld sogleich an, einen großen Wunsch des Königs zu erfüllen, der die Errichtung einer Porcellan-Fabrik in Berlin betraf. In Jahresfrist, mitten im Kriege, war diese wichtige Unternehmung geendigt; und so entstand eine Fabrik, die einem Künstler-Völckchen Unterhalt verschaffte, und in kurzer Zeit den besten dieser Art in Europa den Rang srettig machte.

Vermöge der Capitulation zwischen den Russen und dem Berliner Magistrat war die geringe Besatzung der Residenz zu Kriegsgefangenen gemacht worden. Dies Schicksal traf auch das halbe Corps der Königl. Cadetten. Die ältesten

und größten dieses Corps, lauter herangewachsene Jünglinge, hatte man entfernt, und nur bloß Kinder von zehn, elf und zwölf Jahren zurückgelassen. Ihre große Jugend, die noch Wartung und Erziehung bedurfte, sollte ihr Schutz seyn; daher dachte man ihrer auch nicht in der Capitulation, die sich nur auf die wirkliche Besatzung bezog. Dennoch wurden diese Kinder von den Russen mit fortgeschleppt, so wie einst Nebucadnezar die Kinder vornehmer Israeliten aus Judäa wegführte; sie mußten marschiren, unter freiem Himmel liegen, und bekamen nicht einmal Brod. Sie weinten und seheten, daß man sie nicht Hungers sterben lassen möchte, ja einige der größten und mehr ausgebildeten machten ihren Siegern bittere Vorwürfe, und verlangten mit edlem Troß Unterhalt. Endlich gab man ihnen einen Hammel. Die allmächtige Noth war auch hier ihre Lehrerin. In einem Alter, wo man sich noch um nichts bekümmert, und kaum die Namen von Speisen weiß, mußten diese, nicht Jünglinge, nicht herangewachsene Knaben, sondern Kinder, das Thier schlachten und zubereiten. Man sorgte gar nicht für sie, und das Brod wurde ihnen wie ein Almosen zugetheilt. Die Strapazen überstiegen bei weitem ihre Kräfte, und viele küßten darüber ihr Leben ein.

Indessen war dieser Rückzug der Russen, der ihre Hoffnungen vereitelte, mit allen nur ersinnlichen Grausamkeiten verbunden. Verwüstung war vorher mehr nachgesehen, als verordnet, jezt ward es System. Die Städte Eßpenick, Fürstenwalde, Beskow, Landsberg, Dranienburg, Lübenwalde, das Markgräfliche Lustschloß Friedrichsfelde, und überhaupt alle Brandenburgische Städte, wo diese Feinde hinkamen, wurden ausgeplündert, oder verheert. Von den Thoren von Berlin bis an die Grenzen von Polen, Schlessen und Sachsen war das platte Land einer völligen Wüste ähnlich. Kein Stück Vieh war den armen Einwohnern geblieben; kein Hausgeräth, kein Bette, kein Nahrungsmittel. Das Korn, das die Raubsucht nicht mitnehmen konnte, wurde in den Roth geworfen, oder den Winden übergeben.

Die Stadt Frankfurt, die schon so oft von den Russen heimgesucht worden war, blieb auch jezt von ihnen nicht verschont. Man wollte sie in Flammen setzen, und schon

hatte man auf dem Marktplatz ein großes Feuer angezündet. Ein Bürgermeister wurde gepeitscht, die andern Magistrats-Personen mit ähnlichen Grausamkeiten bedroht, und die Einwohner überhaupt unmenschlich behandelt. Durch diese Mittel erlangten die Russen ihren Zweck. Alles, was die Stadt nur zusammen zu bringen vermochte, wurde dem barbarischen Feinde überliefert. Die Lage des Orts verursachte, daß die Einwohner außer ihrem eigenen Elend unaufhörlich auch die Verwüstung ihres Vaterlandes vor Augen hatten. Mehr als 100,000 Stück Hornvieh und Pferde, nebst einer unsäglichen Beute, wurden hier durchgeschleppt. Das ganze umliegende Land erscholl von Wehklagen aller Art. Man setzte muthwillig Dörfer in Brand; Bauern, Bürger und Edelleute wurden grausam geprügelt, und ihre Weiber und Töchter, ohne Rücksicht auf Alter, Stand und Rang, vor den Augen ihrer Männer und Aeltern auf das Unwürdigste behandelt.

Es war bei dieser Gelegenheit gleichsam ein Wettstreit unter den Feinden Friedrichs, welche Nation es der andern an Barbarei zuvorthun könnte; denn die Oesterreicher unter Lasen begingen hier ebenfalls so wie in Berlin die zügellosen Ausschweifungen; sie verschonten bei ihrem Rückzuge auch die Gräber nicht. In Wilmersdorf, einem Dorfe unweit Berlin, wurde das Grabmahl des Gutsheeren erbrochen, alle Leichname, darunter einige seit vielen Jahren den Wärmern zur Speise dienten, wurden aus ihren Särgen gerissen, ihrer vermoderten Hüllen beraubt, und nun die traurigen Reste der Menschheit aufs Feld geworfen. Solche Gräuelt, die selbst unter wenig civilisirten Nationen unerhört, unter barbarischen Horden sehr selten, und sogar den Propheten fremd sind, gehören für den Griffel der Geschichte, und müssen als Theile der Characteristik dieses Krieges der Nachwelt überliefert werden.

Von allen königlichen Lustschlössern blieb Sans-Souci, so wie das Schloß in Potsdam, allein unverwüstet. Hier commandirte der Oesterreichische General Esterhazy, der bei dieser Expedition noch allein Oesterreichs Ehre rettete, sich durch persönlichen Edelmuth und eine vortreffliche Mannszucht preiswürdig machte, die hier gesammelten Schätze der Kunst, des Geschmacks und der Pracht besah, bewunderte,

allein auch beschützte, so daß nicht das geringste davon genommen wurde. Auch der Russische Brigadier Bachmann, ein Deutscher, zeichnete sich in Berlin als Unter-Commandant durch Leutseligkeit und Großmuth aus. Der durch sein Betragen gerühmte Magistrat bot ihm beim Abzuge ein Geschenk von 10.000 Reichsthalern an. Bachmann aber schlug es aus, und sagte: daß er durch die Ehre, einige Tage Commandant in Berlin gewesen zu seyn, hinlänglich belohnt sey.

Der König hatte mit seiner Armee eben die Sächsische Grenze erreicht, als er von Allem unterrichtet wurde. Kein Verlust war ihm dabei schmerzhafter, als die Verheerung der Sachsen in Charlottenburg. Bei dieser Gelegenheit siegte der gereizte Mensch über den Philosophen. In dem ganzen Lauf des Krieges war von den Preußen kein königlicher Pallast in Sachsen berührt, im Gegentheil sorgfältig von dazu bestimmten Soldaten geschützt worden. Nun aber befahl Friedrich, das Jagdschloß Hubertsburg zu plündern. Das Frei-Bataillon von Quintus Jellius erhielt diesen Auftrag. In wenig Stunden war dies Geschäft geendigt, und zwar mit solchem Eifer, daß bloß die nackten Mauern übrig blieben. Der Sächsische Hof war nicht sowohl über diese Rache, als über die unbedachte Veranlassung derselben unwillig. Die Befehlshaber der Truppen entschuldigten sich mit der Wuth ihrer Soldaten, die man nicht hätte bändigen können. Friedrich schenkte den Ländereien, die am meisten gelitten, 300,000 Reichsthaler, die, mit Ausschließung des Adels, bloß an die niedern Unterthanen vertheilt wurden.

Laudon hatte indes in Schlessen einen Versuch auf Cosel gemacht. Die Jahreszeit erlaubte keine förmliche Belagerung; er wagte daher einen Sturm, und da dieser fehl schlug, ergriff er, um die größtentheils aus Gefangenen und Ueberläufern bestehende Besatzung an sich zu ziehen, das Mittel, einen General-Pardon bekannt zu machen. Aber auch dieser unedele Versuch hatte nicht die gehoffte Wirkung, so wenig wie das darauf folgende Bombardement, wodurch ein Magazin und andre Gebäude in Brand gesetzt wurden. Dies Bombardiren dauerte jedoch nur eine Nacht; denn schon am folgenden Tage schickte Laudon, der von dem Anzuge des

Preussischen Generals Goltz hörte, sein schweres Geschütz fort, und hob die Belagerung auf.

Der feindliche Einfall in Berlin war dem Könige in Sachsen auch sehr nachtheilig gewesen. Hülsen hatte kaum diese Provinz verlassen, so zeigten die Oesterreicher und Reichs-Truppen ihre Thätigkeit eben so wie im vorigen Jahr, als die Preußen abgezogen waren; jetzt verbrannten sie die Brücke bei Torgau, und eroberten diese mit 2000 Mann besetzte Stadt, deren Commandant sich nicht lange vertheidigte; zugleich bemächtigten sie sich eines beträchtlichen Magazins, und des mit Kranken angefüllten Feld-Hospitals. Nun traf die Reihe Wittenberg. Diese schlecht besetzte Stadt wurde förmlich belagert, aber auch von dem Commandanten aufs tapferste vertheidigt. Der Feind schonte die Bomben nicht, und in wenig Tagen lag der größte Theil dieser ansehnlichen Stadt in Asche, wobei auch der Vorrath der für die Garnison bestimmten Lebensmittel nebst anderen Magazinen in Flammen aufging. Endlich wurde der Schutthaufen übergeben, nachdem die Preussische Besatzung allen Proviant eingebüßt, und fast alle Munition verschossen hatte.

Jetzt besaß Friedrich kein einziges Magazin mehr in Sachsen, das überdies nun ganz in feindlichen Händen war; die fernere Subsistenz also in dieser Provinz war seinem Schwerdt überlassen. Dies Mittel betrog ihn nie. Der Herzog von Zweibrücken verließ mit den Reichs-Truppen die Ufer der Elbe, und ließ den General Wied mit 3600 Mann in einem Walde zurück. Die Avantgarde der Preußen griff ihn hier an, und vertrieb ihn mit einem Verlust von 1900 Mann. Friedrich rückte sodann nach Düben, wo ein ganzes Bataillon Kroaten theils niedergehauen, theils gefangen genommen wurde. In dieser Stadt, die von der Mulde umringt ist, und eine Halbinsel bildet, legte er ein Magazin an, das durch einige geschwind aufgeführte Redouten (Schreckschanzen) und durch 5000 Mann gedeckt wurde. Da seine Absicht war, die Oesterreicher mit aller Macht anzugreifen, so mußte er sich den Rücken gegen die Reichs-Armee sichern, die sich bei Leipzig gelagert hatte.

Diese reiche Stadt, mit allen Bequemlichkeiten des Lebens so reich versehen, war beständig ein Gegenstand der Auf-

merksamkeit großer und kleiner Heere. Freunde und Feinde bühleten unaufhörlich um ihren Besitz, der gar nicht schwer zu erlangen war, und keine Belagerung erforderte. Die Befestigung der Stadt war höchstens hinreichend, leichte Truppen abzuhalten, und nur durch eine Armee außerhalb ihren Thoren konnte sie behauptet werden. Anstatt der Festungswerke aber hatte sie Reichthümer, und diese erzeugten mannigfaltige Unternehmungen; so daß keine Stadt in diesem Kriege öfter ihre Herren wechselte. Diesmal dachten die Reichs-Truppen ernsthaft darauf, hier ihre Winterquartiere zu machen, und die Einwohner, der großen Preussischen Ausschreibungen müde, die unter allerhand Benennungen vielfältigt wurden, wünschten selbst sehnlichst diesen Wechsel. Allein Friedrich schloß diese Goldgrube nie aus seinem Plan aus. Jetzt schickte er den General Hülsen nach Leipzig. Die Reichs-Truppen entfernten sich schleunig, und zogen sich über die Pleiße und Elster zurück; ein Gleiches that der Herzog von Württemberg, der nach einigen Mißhelligkeiten mit den Reichs-Generalen ohne erworbene Lorbeern den Rückmarsch nach seinen Staaten nahm. Leipzig wurde nun von den Preußen ohne Schwerdtstreich wieder in Besitz genommen; auch Wittenberg fiel wieder in ihre Hände.

Daus Absicht war jedoch, Sachsen durchaus zu behaupten. Dresden, die größte, wichtigste, festeste Stadt des Landes, war, so wie der größte Theil des Kurfürstenthums, in seinen Händen, und fast die ganze Macht Oesterreichs jezt in dieser so wichtigen Provinz versammelt; überdies war der Winter schon eingebrochen, und der Feldzug schien zu Ende zu seyn. Der König von Preußen aber war eben so fest entschlossen, das für ihn so wichtige Sachsen nicht fahren zu lassen. Hiezu kamen noch große Besorgnisse. Die Russen standen bei Landsberg an der Warthe, und lauerten nur auf die Fortschritte ihrer Bundesgenossen, um sodann abermals ins Kurfürstenthum Brandenburg einzurücken, und dort mit den Oesterreichern gemeinschaftliche Winterquartiere zu machen. Durch diese Operationen wäre der König von Berlin, von Pommern, von Schlessien, überhaupt von allen seinen Staaten, folglich von allen seinen Hülfquellen gänzlich abgeschnitten worden. Außer dem Magazin von Düben hatte

er keines, und dieses war beinahe erschöpft. Die Preussische Armee stand in Gefahr zu verhungern, und der anhaltende Frost drohte in wenig Tagen die Elbe mit Eis zu belegen. Die Lage Friedrichs war über allen Ausdruck schrecklich. Es hieß jetzt: Sieg oder Untergang! Eine große Schlacht mußte diese Streitfrage entscheiden, und hiezu war Friedrich völlig bereit. Dann hingegen wollte, ungeachtet seiner großen Uebermacht, nichts wagen. Er glaubte, bloß vertheidigungsweise seinen Wunsch zu erreichen, und bezog daher das feste Lager bei Torgau, wo im vorigen Jahr der Prinz Heinrich gestanden, und wo Dann nie hatte wagen wollen, ihn anzugreifen. Friedrich ging über die Elbe unweit Dessau, an einem Orte, wo die Feinde es nicht erwartet hatten, vereinigte sich mit den beiden Corps des Prinzen von Württemberg und des Generals Hülsen, und nun rückte er auf Dauns Heer los.

Dieser Feldherr zog nun alle zerstreute Corps an sich, außer das vom General Brentano commandirte, das aber vom General Kleist bei Belgern angegriffen, und mit einem Verlust von vielen Todten und 800 Gefangenen geschlagen wurde. Da der König alle Hoffnung verlor, seinen Gegner freiwillig zu einer Schlacht zu vermögen, so faßte er den kühnen Entschluß, ungeachtet aller Hindernisse, das Lager der Oesterreicher zu stürmen. Dies war das Einzige, was ihm übrig blieb, aber auch das Schwerste. Es mußte geschehen, und sehr bald geschehen. Er ließ sogar den 2ten November des Abends, nachdem die von dem Tagesmarsch ermüdeten Truppen ihr Lager aufgeschlagen hatten, öffentlich diesen Vorsatz bei der Armee bekannt machen, und alle Maafregeln zur Schlacht wurden für den folgenden Tag genommen.

Der 3te November war dieser in den Jahrbüchern der Kriege höchst denkwürdige Tag, wo Menschenblut wie Wasser floß, wo der gänzliche Untergang beider so oft mit Lorbeeren prangenden Heere, auf dem Spiel stand, wo beide Theile die höchste Tapferkeit bewiesen, und alles aufboten, was die Kriegskunst zu leisten vermochte, wo der Sieg lange schwankend und ungewiß blieb, bis er endlich mitten in der nächtlichen Finsterniß von den Preußen errungen wurde.

Der König marschirte in vier Colonnen durch den Torgauer Wald. Sein Schlachtplan war von der erhabensten Art. Die Oesterreichische Armee sollte nicht blos besiegt, sondern ganz vernichtet werden. Von dem Rückzug über die Elbe abgeschnitten, sollte den Ueberwundenen und Flüchtlingen bloß die Wahl bleiben: durchs Schwerdt zu fallen, sich in den Fluß zu stürzen, oder die Waffen zu strecken. Beide Flügel der Oesterreicher, oder vielmehr die äußersten Krümmungen der halben Monds-Linie, die Dauns Heer bildete, sollten zu gleicher Zeit angegriffen, und auf ihren Mittelpunkt geworfen werden. Der König theilte deshalb sein aus 60 Bataillonen und 120 Schwadronen bestehendes Heer, um zwei von einander abgeforderte Angriffe zu machen. Der General Zietzen wurde auf dem Wege nach Eulenburg mit der Hälfte der Preussischen Armee abgeschickt, um die unweit Torgau liegenden Anhöhen von Sixtitz anzugreifen. Schlug der König den Feind mit der andern Hälfte, so war die Oesterreichische Haupt-Armee ohne Rettung verloren, Theresiens Heeresmacht für den ganzen Krieg vernichtet, und der Name Torgau wäre so wie Cannâ bei Dichtern und Geschichtschreibern unsterblich geworden.

Zur Erlangung dieses großen Ziels aber waren noch außerordentliche Hindernisse zu übersteigen. Daun stand mit dem Kern der Oesterreichischen Heere in einer höchst vortheilhaften Stellung; sein linker Flügel stieß an die Elbe, der rechte war durch Anhöhen gedeckt, mit starken Batterien versehen, und vor der Fronte hatte er Waldungen, Gräben, Teiche, Verhake und Moräste. Das Corps des Generals Laschy stand in geringer Entfernung von der Haupt-Armee, und war durch diese, so wie durch eine Kette von Teichen auf beiden Flanken gedeckt. Der Angriff auf dies Corps sollte die erste Unternehmung der Armee des Generals Zietzen seyn, der daher auch mit derselben auf Sixtitz zumarschirte. Diese Trennung des Preussischen Heeres aber, die dem Feinde ein Geheimniß bleiben sollte, geschah erst auf dem Marsch, als der Zug an die Leipziger Landstraße kam. Friedrich marschirte nun mit seinen Colonnen durch die mit Feinden besetzte Domitscher Heide. Hier fand er feindliche Grenadiere, Kroaten, Dragoner und Husaren, die sich alle

eiligt nach ihrer Haupt-Armee zurückzogen. Bald darauf stieß man auf das Oesterreichische Dragoner-Regiment St. Ignon, das einzeln marschirte, von dem Anzug der Preußen gar nichts wußte, und daher ganz unvermuthet zwischen die Colonnen des Königs kam. Die Ausgänge des Waldes wurden sogleich von der Preussischen Infanterie besetzt, während die Cavallerie das ganze feindliche Regiment von allen Seiten umzingelte. Den Ziethenschen Husaren fiel vorzüglich dies Geschäft zu, das sie mit großem Muth ausführten. Alle Dragoner, die nicht unter ihren Streichen fielen, wurden nebst ihrem General gefangen genommen. Der König setzte inzwischen seinen Marsch fort; er zog sich um den feindlichen rechten Flügel herum, und obwohl alle seine Colonnen, Fußvolk, Reiterei und Artillerie noch zurück waren, so griff er doch das Oesterreichische Heer ohne Zeitverlust mit der aus zehn Grenadier-Bataillonen bestehenden Avantgarde an; ein Beispiel der höchsten Kühnheit, das schon Carl der zwölfte bei Narva gegen die Russen gegeben, und das ihm geglückt war. Ein Kanonenfeuer, das man in der Ferne hörte, und bloß einen Kroaten-Angriff betraf, veranlaßte den König, zu glauben, daß Ziethen schon mit dem Feinde im Kampfe begriffen sey, und rechtfertigte einigermaßen diesen raschen Entschluß. Nie waren ihm die Augenblicke kostbarer. Es war zwei Uhr Nachmittag; nur noch wenige Stunden waren bis zur Dunkelheit übrig, und diese Stunden sollten Friedrichs Schicksal, ja vielleicht das Schicksal der Preussischen Monarchie entscheiden.

Dann empfing die Preußen mit einem Kanonenfeuer, das noch nie auf dem Element der Erde seit Erfindung des Pulvers erlebt worden war. Vierhundert auf Batterien gepflanzte Kanonen standen hier wie auf einen Punkt gerichtet, und ihre Feuerschlünde sprüheten unaufhörlich Tod und Verderben. Es war ein Bild der Hölle, die sich zu öffnen schien, ihren Raub zu empfangen. Die ältesten Krieger beider Heere hatten nie eine solche Feuerscene gesehen; selbst der König brach wiederholt gegen seine Flügel-Adjutanten in die Worte aus: „Welche schreckliche Kanonade! Haben Sie je eine ähnliche gehört?“ Auch war die Wirkung über alle Vorstellung gräßlich. In einer halben Stunde lagen die 5500 Preussischen Gren-

Grenadiere, nachdem sie den Verhaß überstiegen, und mit einem erstaunlichen Muth den Angriff gemacht hatten, todt oder verwundet auf der Wahlstatt gestreckt, da sie kaum ihre Gewehre hatten losfeuern können; nur 600 von ihnen waren am folgenden Tage noch zum Dienst übrig. Was die Schwirrigkeit des Angriffs vermehrte, war das bergan gehende Erdreich. Aber auch die Oesterreicher waren dadurch in ihrer Stellung eingeschränkt, so daß sich ihr zweites Treffen kaum dreihundert Schritt hinter dem ersten befand. Der König schien über diese schreckliche Niederlage seiner Grenadiere bestürzt, und da einer ihrer Anführer, der Graf Anhalt, den er sehr liebte, auch dahinsank, wandte sich Friedrich zu dessen Bruder, seinem Flügel-Adjutanten, und sagte: „Alles geht heute übel. Meine Freunde verlassen mich. Eben meldet man mir den Tod Ihres Bruders.“ Es regnete stark; allein der Donner des Geschüßes, und noch mehr der Eisenhagel, der so gewaltsam und ununterbrochen die Luft zerriß, schien die Wolken in der Region des Kampfplatzes zu zertheilen, und der Himmel wurde etwas heiter.

Mittlerweile rückte die Haupt-Colonne aus dem Walde an. Noch ehe diese Preußen den Feind ins Auge fassen konnten, fielen die Wipfel der Bäume, von den Kugeln zerschmettert, auf ihre Häupter. Der Donner der Kanonen wiederhallte gräßlich durch den Wald. Die krachenden, alles betäubenden Schüsse waren gleichsam Posaunen des Todes. Und nun beim Ausgang sahen die anrückenden Preußen, die sich wie Wasserwogen durch den Pulverdampf fortschlängelten, keine siegversprechende Scenen, sondern eine Wahlstatt voll todtet und scheußlich verstümmelter Körper, die sich sterbend in ihrem Blute wälzten. Die Grenadiere, mit welchen man vereinigt zu triumphiren gedachte, waren nicht mehr, die Ziehungssche Armee, deren Schicksal ungewiß, war in der Entfernung, und der Feind hinter seinen zahlreichen Mordmaschinen unerschüttert. Die Preussische Artillerie versuchte, ihre Kanonen vorwärts zu bringen; allein diese, besonders das schwere Geschüß, konnten wegen des Verhaßes und des schleunigen Marsches der Infanterie nicht gleich nachfolgen; dabei wurden die vorgespannten Pferde von den Kugeln todt zu Boden gestreckt, oder verstümmelt; auch ihre Führer, die nicht ent-

flohen, wurden niedergeschossen, und sowohl Räder als La-
vetten zertrümmert. Dennoch geschah ein neuer Angriff von
der Infanterie mit dem Muth und der Ordnung, wodurch
sich die Preußen im Schlachtfelde so sehr auszeichnen. Die
Oesterreicher, durch die Niederlage der Grenadiere angetrieben,
waren vorgeedrungen; nummehr aber mußten sie wieder zurück.
Die Kartätschen wütheten furchtbar unter den Preußen.
Ganze Rotten wurden weggerafft. Man rückte immer zu-
sammen, um die Lücken auszufüllen. Alte Officiere stürzten
zu Boden; junge traten an ihre Stelle, stößten den Vetera-
nen durch ihr Beispiel Muth ein, und so ging es immer
vorwärts; Anhöhen wurden erstiegen, und Batterien erobert.

Bald aber veränderte sich die Scene. Fast die ganze
Preußische Cavallerie war noch zurück, und konnte daher die
siegende Infanterie nicht unterstützen, so wenig als die Ar-
tillerie, deren Kanonen entweder im Walde geblieben waren,
oder vor dessen Ausgang mit zertrümmerten Fußgestellen un-
brauchbar lagen. Daun benutzte dies, und führte frische
Truppen auf den Kampfplatz. Seine Cuirassiere hieben auf
die Preußische Infanterie ein, richteten ein entschliches Blut-
bad an, und trieben sie in den Wald zurück. Die Preußische
Cavallerie kam endlich ihrem Fußvolk zu Hülfe, allein auch
sie wurde durch die herrschende Verwirrung, und durch einen
Graben, der alles Formiren hinderte, in Unordnung gebracht
und zurückgeschlagen. Ein neuer Angriff von der Reiterei
war glücklicher, wobei das von dem Obersten Dalwig, einem
großen Mandvrisen, angeführte Cuirassier-Regiment Spaen
eine bewundernswürdige Tapferkeit bewies, sich allein der
ganzen Cavallerie des Feindes entgegen warf, sie zurücktrieb,
und sodann mit dem Würgeschwert auf die Oesterreichische
Infanterie eindrang; sie wurde aus einander gesprengt, und
man machte einige tausend Gefangene. Unter diesen war auch
das Regiment des Kaisers. Ihre ganze Linie war in Gefahr.
Allein nun stürzte von allen Seiten die Oesterreichische Rei-
tereie herbei, und die Preußen mußten weichen. Auch Frie-
drich griff mit seiner Infanterie von neuem an, jedoch ohne
Erfolg. Die Nacht brach ein; die Kräfte waren erschöpft,
der König selbst verwundet, und die Schlacht schien für ihn
völlig verloren. Daun fertigte Couriere mit dieser Nachricht

nach Wien ab, die, von vielen blasenden Postillionen umringt, unter dem lauten Jubel des Volks in der Kaiserstadt ihren Einzug hielten, und einen vollkommenen Sieg verkündigten.

Im Buch des Schicksals aber war nicht Theresiens, sondern Friedrichs Triumph geschrieben. Zietzen war mit seiner Armee nicht unthätig gewesen. Sein Schlachtplan mußte jetzt wegen der Unfälle bei der königlichen Armee abgeändert werden; zudem hatte er das große, aus 20,000 Mann bestehende, von Lasen commandirte Oesterreichische Corps gegen sich. Endlich war es ihm doch gelungen, alle Schwierigkeiten zu übersteigen, um dem König zu Hülfe zu kommen. Der General Salderin sahe, daß hier alles von dem Besitz der Sixtiner Anhöhen abhing; er verlor sie daher nicht aus den Augen, und näherte sich dem Dorfe Sixtitz, das in Flammen stand. Der Oberst-Lieutenant Müllendorf von der Garde, nachmaliger Gouverneur der königlichen Residenz, rieth hier zu einem Mandöver, das die glücklichsten Folgen hatte. Einige Bataillone marschirten durch das Dorf, und bestürmten die dabei befindlichen Anhöhen und eine große Batterie. In kurzer Zeit waren sie davon Meister. Andere Truppen, die ihre Kanonen mit den Händen zogen, von der Cavallerie gedeckt, folgten dieser Siegesbahn. Nun fing auf diesen Anhöhen eine ganz unerwartete heftige Kanonade an, die in der Dunkelheit die ohnehin große Verwirrung unter den Oesterreichern sehr vermehrte.

Mittlerweile näherten sich einige Truppen des Preussischen linken Flügels, die sich formirt hatten, so gut sie konnten, wobei ihre Trommelschläger den Preussischen Marsch schlugen, um in der großen Dunkelheit ihre siegenden Kriegskameraden nicht irre zu machen. Der General Hülsen führte diese Verstärkung herbei. Dieser Feldherr, zu dessen Charakterzügen ein unbezwingbarer Muth und ein großer Patriotismus gehörten, hatte durch die Kugeln alle seine Pferde verloren; da ihn nun sein Alter und seine Wunden verhinderten zu Fuß zu marschiren, so setzte er sich auf eine Kanone, und ließ sich so bis ins feindliche Feuer schleppen. Lasen, im Felde der unglücklichste Kriegsbefehlshaber des achtzehnten Jahrhunderts, machte nun noch einen großen Versuch, die Anhöhen wieder zu erobern, wurde aber zweimal nach einem

schrecklichen Blutbade von Salbern und seinen Veteranen zurückgeschlagen. Die Preußen behaupteten standhaft den errungenen Posten. Dieser glückliche Erfolg entschied die Schlacht, die bis um halb zehn in der Nacht gedauert hatte. Die Sonne war den Preußen mit Blut untergegangen, allein der Abendstern war ihnen günstig gewesen. Die Oesterreicher dachten jetzt auf nichts, als auf einen Rückzug, den drei auf der Elbe geschlagene Schiffbrücken begünstigten.

Dieser Strom war durch sein Rauschen gleichsam der Compaß der Oesterreicher in der dunkelsten Nacht, wo der Himmel dicht mit Wolken überzogen war, und man keine Hand vor Augen sehen konnte. Die Preußen hatten keinen solchen Wegweiser. Sie irrten in großen und kleinen Schaaren theils im Walde, theils auf der Wahlstatt im freien Felde umher, wo der Blitz der Kanonen zu Leichenfackeln diente, die gräßlichen Gegenstände des Mordes auf einen Augenblick zu erhellen. Ungewiß, wo sich der Feind befand, waren sie bei jedem Schritt aufmerksam und voll Besorgniß. Keine Befehle konnten in dieser Aegyptischen Finsterniß ertheilt, keine konnten befolgt werden. Die Befehlshaber waren todt, verwundet, oder irrten selbst umher, ihre zerstreuten Haufen zu suchen; sie tappten herum wie Blinde, und stürzten bald über die Leichen, bald über andere Gegenstände, womit das Schlachtfeld bedeckt war. Viele Preussische Officiere von Rang, gewohnt, der Natur zu trotzen, und durch ihr Machtwort muß unmöglich scheinende Dinge möglich zu machen, sahen hier zum erstenmal die Grenzen ihrer militairischen Thätigkeit.

Die vierzehn Stunden lange Winternacht war entseßlich kalt. Einigen Kriegsschaaren glückte es, Holz zusammen zu tragen, und Feuer zu machen, andere aber mußten dies so nöthige Bedürfniß entbehren, und liefen wie die Unsinigen in Finstern herum, sich durch Bewegung zu erwärmen, wobei sie alle Augenblicke über die Leichname der Erschlagenen fielen. Der Regen hatte den Boden erweicht; dennoch versuchten Viele darauf auszuruhen, bis die Feuchtigkeit die Kleidungsstücke durchdrang, und die Glieder erstarrten. Die Soldaten hatten den ganzen Tag nichts gegessen, und waren durch die Blutarbeit entkräftet. Wer auch seinen Broddack noch

befäß, oder ihn nicht leer fand, wußte doch nicht, wo er einen Trunk Wasser bekommen sollte. Von Hunger, Durst, Müdigkeit und Kälte gequält, erwartete man sehulich den Tag, und mit ihm neue Blutseenen.

So hart indessen die Lage der herumirrenden entkräfteten Soldaten auch war, so gab es doch in dieser Nacht noch eine weit grausamere. Die Verwundeten, deren Zustand es nur einigermaßen erlaubte, suchten zwar die nächsten Dörfer zu erreichen; die andern aber wurden durch ihr trauriges Loos an den Boden des Schlachtfeldes gefesselt. Hier vor Kälte erstarrt, mit zerschmetterten Gliedern, in ihrem Blute schwimmend und aller Hülfe beraubt, wünschten sich diese Unglücklichen einen schleunigen Tod. Vielen Hunderten aber waren noch vorher größere Martern vorbehalten. Eine Menge verworfener Menschen, Soldaten, Troßknechte und Weiber, schwärmten in dieser Blutnacht auf dem Wahlsplat herum, und beraubten die Lebendigen und die Todten. Nicht das Hemde wurde den hilflosen Verwundeten gelassen. Vergebens ließen diese laute Klagen erschallen; sie verloren sich im allgemeinen schauervollen Getöse, das tausendstimmig in die Wolken drang. Manche Verwundete wurden von diesen Unmenschen ermordet, aus Furcht vor Entdeckung; Viele, nicht gefährlich verwundet, aber doch unfähig sich fortzubewegen, wurden durch grausame Entblößung auf nasser und beeieter Erde Opfer des Todes.

Diese so denkwürdige Nacht zeigte noch ein anderes, vielleicht nie gesehenes Schauspiel. Nach völlig geendigten Gefechten befanden sich die Truppen beider Heere vermischt unter einander. Man sah zahllose Feuer im Torgauer Walde, bei denen sich Preußen und Oesterreicher gemeinschaftlich wärmten, und zwar nicht Sieger und Gefangene, sondern beide Theile bewaffnet und frei. Das große Bedürfniß der Wärme hatte sie zufällig vereinigt, und blutgierige Krieger in friedliche Menschen verwandelt, die unter sich einen Waffenstillstand auf einige Stunden gemacht, um ruhig den Tag und das fernere Kriegsglück zu erwarten. Da niemand wußte, wie das Schlachtloos ausgefallen, so waren beide Theile übereingekommen, sich nach Anbruch des Tages der Nacht, die das Feld behauptet hätte, gefangen zu geben.

Der König hatte sich in das nahe bei der Wahlstatt liegende Dorf Elsnig begeben. Hier waren alle Bauerhäuser, Hütten, Ställe und Scheunen voll solcher Verwundeten, die so glücklich gewesen waren, theils durch Beihülfe Anderer, theils auch durch Anstrengung ihrer eigenen Kräfte, diesen Zufluchtsort zu erreichen. Hier jammerten sie auf ihrem blutigen Lager unter den Händen der Wundärzte, oder auch noch unverbunden. Friedrich wollte sie nicht stören, sondern ließ sich die Kirche des Dorfes öffnen, und hier seine eigene schmerzhafteste Wunde, einen Streifschuß an der Brust, verbinden, da er sodann Rapporte annahm, Befehle ertheilte, und einen Courier abfertigte. Er schrieb dessen Depeschen bei einem schwachscheinenden Lichte, wobei ihm die untern Stufen des Altars zum Sitz, so wie die obern zum Tische dienten. Zwar betrachtete er sich als Herr des Wahlplatzes, und überhaupt als Sieger; da ihm aber der Rückzug des Feindes noch unbekannt war, so sann er auf die Erneuerung der Schlacht. Er gab die dazu erforderlichen Befehle, noch ehe der Tag anbrach, und zwar sollte die Infanterie nicht feuern, sondern mit gefällttem Bajonet auf den Feind losgehen. Nur die Dämmerung wurde erwartet, um die zerstreuten Haufen zu sammeln, und in Schlachtordnung zu stellen. Kaum aber fing die aufgehende Sonne an, das Leichenfeld zu erleuchten, so wurde Friedrich gewahr, daß keine Oesterreicher hier mehr zu bekämpfen waren. Er sah sich in Besitz des ganzen Schlachtfeldes; der Sieg war völlig entschieden, und Sachsen behauptet. Die Oesterreicher gingen über die Elbe, und zogen sich längs den Ufern dieses Flusses nach Dresden, und die Preußen begaben sich in die Winterquartiere.

Dann war in dieser Schlacht schwer verwundet worden. Er hatte sich entfernt, und das Commando dem General Buccow übergeben, und da diesem gleich darauf durch eine Kugel der Arm zerschmettert wurde, so fiel die Ober-Befehlshaberschaft dem Grafen O'Donnell zu. Dieser eilte nun Dresden zu decken, und das feste Lager bei Plauen zu beziehen. Zietzen und der Prinz von Württemberg verfolgten ihn auf diesem Rückzug unablässig, und machten noch viele hundert Gefangene. Beide Heere waren durch diese blutige Schlacht außerordentlich geschwächt worden. Die Oesterreicher

zählten über 12,000 Todte und Verwundete, und 8000 Mann waren allein auf dem Wahlplatz gefangen worden; sie verloren ferner 50 Kanonen, 27 Fahnen, und 20 Pontons. Der Verlust der Preußen an Todten und Verwundeten war 10,000 Mann; dabei waren 4000 Mann von ihnen als Gefangene in die Hände der Feinde gerathen.

Die Folgen dieses Sieges waren überaus wichtig. Ganz Sachsen, Dresden ausgenommen, war nun wieder in den Händen der Preußen, und ihre Winterquartiere gesichert. Friedrich war im Stande, Truppen nach Schlessien, nach der Mark, und nach Pommern zu schicken, und die Feinde aus diesen Provinzen zu vertreiben, ja selbst ein Corps von 8000 Mann zum Herzog Ferdinand stoßen zu lassen. Mecklenburg wurde wieder in Besitz genommen. Laudon, nach dem vergeblichen Versuch auf Cosel, zog sich nach Glaz. Die Schweden wurden vom General Werner nach Stralsund getrieben, und die bisher noch auf der Lauer gestandenen Russen gingen nun in ihre alten Winterquartiere nach Polen.

Zehntes Buch.

Sachsen, das Land, in welchem Friedrich nach blutigen Niederlagen und Unfällen so oft sich erholt hatte, sollte ihm auch jetzt, nach dem kostbaren Siege bei Torgau, neue Kräfte zur Fortsetzung seines Kampfes darbieten. Er nahm sein Winterquartier in Leipzig, wohin auch eine Menge Verwundeter nach der Schlacht gebracht worden war. Diese Stadt mußte jetzt für ihren Patriotismus hart büßen. Die Einwohner hatten gewünscht, die Reichs-Truppen als Bundesgenossen ihres Königs in ihren Mauern zu behalten, und diesen Wunsch laut geäußert. Man wollte sie dafür bestrafen. Es geschahen daher von den Preußen neue und verstärkte Forderungen. Ungeheure Geldsummen sollten bezahlt, und unermessliche Lieferungen an Landes-Producten gemacht werden. Der Magistrat schützte sein Unvermögen vor, das Verlangte zu schaffen. Er betraf sich auch auf die schriftlichen Versprechungen des Königs, die diesen Lieferungen ein Ziel setzten, welches man jetzt überschreiten wollte. Dies Ziel war